

Ausrisse Abrisse

Selbstreflexionen

1

Nemo in sese tentat descendere: ein Satz des römischen Dichters Persius – Montaigne zitiert ihn in seinem Essay „Vom Eigendünkel“. Aufgefordert, mich selbst darzustellen, empfinde ich nichts als Widerstreben dagegen. Als Verfasser von Lyrik und Prosa, von Aufsätzen und Rezensionen stelle ich mich doch ohnehin unablässig, direkt und indirekt, selbst dar. Mich vorsätzlich in den Mittelpunkt des Schreibens zu stellen, bereitet mir ein fast unüberwindliches Unbehagen. Ein derartiges Unterfangen erscheint mir unnötig. Nichts als die Sucht eines irrefeleiteten Intellektualismus nach dem Kommentar, nach dem Kommentar zum Kommentar nach dem Reden über das Reden, dem Schreiben über das Schreiben scheint mir dahinter zu stecken. Es genügt nicht, daß ich etwas sage und was ich sage. Um den intellektuellen Bedürfnissen heute Genüge zu tun, muß ich auch sagen, warum ich etwas sage, wieso ich etwas so sage und nicht anders.

2

Ich denke nicht gern über mich nach. Ich weiß, warum. Ich schaue mir lieber beim Leben zu, erlebe mich, absichtslos, selten überrascht, zumeist in der Meinung über mich bestätigt: im Umgang mit dem Anderen, den Menschen, den Tieren – vor allem mit den Tieren, – mit den Pflanzen..., beim Tun und Nicht-Tun, beim Lesen und Schreiben. ... Selbstreflexionen, gar Selbstinterpretationen, sind mir seit jeher zuwider. Viel mehr als die Motive interessieren mich die Konsequenzen: nicht, w a r u m etwas so ist, wie es ist, sondern w a s etwas, das so ist und nicht anders, b e w i r k t.

3

Ich bin unfähig, philosophische Bücher zu lesen. Es macht mir kein Vergnügen. Lange Zeit habe ich darin einen Mangel gesehen. Ich gehöre zu einer Generation, für die es unerläßlich war, die philosophische Literatur von Hegel bis Adorno, von Marx bis Marcuse, von Sartre und Heidegger und Derrida und Finkielkraut und... gelesen zu haben. Man mußte sie alle gelesen haben, um mitreden, mitschreiben zu können, zu dürfen. Natürlich stehen ihre Bücher in meinen Regalen, auch Horkheimer und Reich (Wilhelm). Aber nicht einmal Wittgenstein habe ich wirklich gelesen!

Der einzige Philosoph, den ich gern lese, ist Montaigne. Allerdings auch nur wegen seines Stils. Seit Jahrzehnten liegen neben meinem Bett, wo auch immer, stets verschiedenen Ausgaben der *Essais*. Ich lese oft darin, vor dem Einschlafen: ein Satz, ein Absatz genügen mir, und ich gerate ins Sinnieren. Obwohl: die Ich-Bezogenheit Montaignes ist mir fremd. Ich bin eben auch so einer, *der nicht gern in den tiefen Schacht seines Herzens steigt*, ich gehöre auch zu den Vielen, von denen er sagt, daß sie *immer auf ihr Gegenüber sehen, von sich blicken, genau genommen immer woanders hingehen, immer von sich fortgehen*; ich bin nicht, so wie er, einer, *der seinen Blick nach innen richtet, wo er sich einbohrt, wo er seine Freude hat, der in sich hineinblickt, der es nur mit sich zu tun hat, unaufhörlich sich beobachtet, sich beaufsichtigt, sich genießt, kurz: sich sozusagen selbst in sich herumwälzt...*

4

Warum unternehme ich nun aber doch den Versuch einer Selbstreflexion?

Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammend also ehrgeizig und eitel aus Minderwertigkeitsgefühlen, habe ich nicht immer die Kraft, das von mir skeptisch betrachtete Literaturbetriebsspiel nicht mitzuspielen, nicht daran schreibend teilzunehmen.

Auf wunderbare Weise hat die Welt der Literatur – trotz des eher diskreten Erfolgs meines Schreibens, trotz der deprimierenden Erfahrungen mit österreichischen Verlagen, trotz desillusionierender Bekanntschaften mit anderen Autoren, erfolgreichen und erfolglosen – ihren ursprünglichen Glanz für mich nicht verloren. Der Vorgang des Schreibens ist noch immer geheimnisvoll, das gedruckte Wort noch immer ominös, das Erscheinen eines Buches ist noch immer ein Fest – wenn auch ein prekär ephemeres...

Aufgefordert, mich selbst darzustellen, überwinde ich also, weniger stark und tapfer als vielmehr schwach und feige – und opportunistisch –, mein Unbehagen daran, und, über mich redend, stelle ich mich dar, halte ich schreibend fest, was mir noch zu mir, vor allem zu mir als Autor, so einfällt.

5

Zum Schreiben kam ich auf Umwegen.

Mit 16 war ich sicher, eines Tages ein berühmter Komponist und Dirigent zu sein. Rückblickend glaube ich erkennen zu können, daß die Musik damals nur ein Mittel war, mit meinen sozialen Minderwertigkeitsgefühlen in dem elitären Ambiente der Nobelschule, in die mein Vater mich geschickt hatte, fertig zu werden. Die Fähigkeit, Klavier zu spielen, zu komponieren oder auch nur Proben des Schulchors zu leiten, machten mich in den Augen der Mitschüler und in meinen zu etwas Besonderem. So war es mir, dem Sohn eines pensionierten Polizeibeamten und einer Hausfrau, möglich, die langen Jahre der Mittelschulzeit unter den Sprößlingen klein- und halbadeliger, Akademiker- und Industriellen-Familien zu überstehen, keineswegs unbeschadet, aber nach außen hin gehärtet. Als ich aber mit einundzwanzig, zermürbt durch die täglichen familiären Streitereien wegen des ‚brotlosen‘ Musikerberufs enttäuscht durch eine erste und gescheiterte Liebesbeziehung, aber auch von mir selbst, von meiner Ungeduld und Faulheit, in eine psychosomatische, chronische Krankheit flüchtete und, kurz entschlossen, das Musikstudium an den Nagel hängte, mußte ich wieder etwas suchen, was mich, vor mir selber und vor den anderen, zu etwas Besonderem machte (– so einfach ist das!).

Ein Klassenkamerad, ein unappetitlicher, aber aus einer gebildeten und wohlhabenden Familie stammender und schon während der Schulzeit von Mädchen umschwärmter Knabe hatte bald nach der Matura ein Bändchen mit Lyrik veröffentlicht. Ich las die Gedichte. Das kann ich auch, sagte ich.

6

Ich begann zu schreiben: kurze Prosastücke, Gedichte. Durch die Vermittlung einflußreicher Eltern eines Schulfreundes landeten die Texte bei der Tageszeitung *Die Presse*. Zwei freundlich desinteressierte Redakteure schickten mich zu Herbert Zand. Er war damals der stellvertretende Leiter der Österreichischen Literaturgesellschaft. Ich erinnere mich an die melancholisch liebevolle Weise, auf die er sich meiner annahm. Er riet mir, die Romane Becketts, Butors, Sarrautes zu lesen. Er brachte eine Auswahl meiner Gedichte in der Zeitschrift *Neue Wege* zum Abdruck. Er arrangierte eine Lesung für mich im damaligen *Forum der Jugend*.

Das muß 1966 gewesen sein. Ich las zusammen mit Scharang und Schutting, damals noch Jutta und ein ernstes Mädchen im flauschigen Rock...

Aber nach diesem ermutigenden Anfang drängte sich jäh das Leben zwischen mich und das Schreiben: das

Studium, das Kind, die Heirat, der Tod der ersten Frau, die neuerliche Heirat, die Unterrichtstätigkeit...
Erst Ende der 70er-Jahre konnte ich mit dem Schreiben wieder beginnen.

7

Schreiben ist für mich eng mit Lesen verbunden. Jahrzehntlang war ich ein Bücherfresser. Meine Wohnstätten, in Wien, in Duino, in Hochstraß, sind vollgeräumt mit Büchern. Ich liebe Bücher. Was ich liebe, muß ich besitzen. Es genügt mir nicht, es zur Verfügung zu haben. Es muß mir allein gehören. Gehört es einmal mir, trenne ich mich allerdings auch wieder bedenkenlos davon.

Die Folge meiner Besitzwut ist eine zwar interessante Ansammlung von Büchern, die aber für mich heute nichts als eine Literatur-Morgue ist: ein unüberschaubarer Haufen von Buchleichen, die mir, nach oft nur teilweise, zumeist einmaligem Konsum, kaum etwas bedeuten.

Stehe ich wieder einmal vor der Bücherwand in der Wiener Wohnung, glaube ich, mich vor der Krankengeschichte meiner geistigen Entwicklung zu befinden. Denn ich sammelte Bücher nie um ihres literarischen oder bibliophilen Wertes willen, ich suchte in ihnen stets nichts als möglichst pragmatische Antworten auf meine angstvollen Existenzfragen, nichts als Rezepte, die mir helfen sollten, meinem ungestalten Leben endlich Gestalt zu geben. Es dauerte lang, bis ich kapierte, daß die Schöne Literatur solches nur in ganz seltenen Fällen vermag. Aber ausgestattet mit dem sturen Willen zur Selbstbehauptung und zum Überleben, wählte ich doch, instinktiv oder zufällig, Autoren, in deren Büchern ich fand, was ich suchte, weil ich es nötig hatte: Lebenshilfe.

8

Ich identifizierte mich, bis zur Selbstaufgabe, entweder mit dem Autor des Buches, das ich gerade las, oder mit einer seiner Gestalten: in der Pubertät mit Winnetou (nie mit Old Shatterhand oder Old Surehand!), aber auch mit Karl May selber, dessen Handschrift ich eine Zeitlang, nach einer Schriftprobe in seinem autobiografischen Band *Ich*, imitierte; später dann mit Gestalten aus den Romanen Dostojewskis; noch später, schon mit neunzehn oder zwanzig Jahren, mit den Autoren André Gide und Henry Miller.

Bei der Auflösung der Bibliothek eines Büchernarren durfte ich mir, vor dem endgültigen Verkauf, ein paar Bücher für mich aussuchen. Darunter war die dreibändige Ausgabe der Tagebücher Gides in der *Deutschen Verlagsanstalt*: schlanke, elegante, biegsame Bände in einem rotschwarz gestreiften Umschlag. Nur sie in der Hand zu halten, aufzuschlagen, darin zu blättern, verschaffte mir ein sinnliches, hochmütiges Vergnügen. Für mich wurde die Lektüre dieser Tagebücher zu einer ‚Nachfolge‘ Gides. Ich führte von da ab, bis zu meinem 40. Lebensjahr, ebenfalls Tagebuch – bis mir meine Frau, ‚diese ewige Jammerei‘ abgewöhnte, da ich, wie das große Vorbild, ja auch zumeist nur dann Tagebucheintragen machte, wenn es mir schlecht ging –, ich las die meisten der von Gide in den Tagebüchern erwähnten und besprochenen Werke anderer Autoren – so erwarb ich mir, sozusagen spielerisch nachahmend, eine umfassende Kenntnis der Weltliteratur bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts –, ich ging kurzfristig sogar so weit, mir einzureden, im Ungewissen zu sein, welches meine sexuellen Vorlieben seien.

Ich kann sagen, daß ich jede Zeile von Gide und über Gide, der ich habhaft werden konnte, unerschütterlich gläubig las.

Ähnlich erging es mir danach noch einmal mit den Büchern Henry Millers. Herbert Zands Übersetzung von Millers *Das Lächeln am Fuße der Leiter* machte mich mit dem Werk Millers bekannt. Jahrlang las ich, immer wieder, seine raffiniert naiven didaktischen Entwicklungs- und Bildungsromane – und natürlich auch wieder alle Bücher, die er in den Romanen und den Essays auf seine hymnische Art feiert.

Spätere Leseerlebnisse wirkten, wahrscheinlich aufgrund der zähen, aber endlich doch erreichten Stabilisierung einer Identität, wesentlich schwächer. Dazu gehören die durch Miller angeregte Lektüre der Tagebücher der Anais Nin; die Werke der Getrude Stein – sie beeindruckten mich, wie noch später die Werke Georges Perecs, als Kompendium scheinbar simpler Schreibrezepte –; die der erzählenden Prosa Marcel Jouhandeaus und schließlich die des *Journal littéraire* von Paul Léautaud, eines Sonderlings, dessen menschliche Gestalt ich noch immer mag, dessen Maximen zur Literatur und zum Schreiben noch heute für mich maßgeblich sind.

Mit Ausnahme von Léautaud, Getrude Stein und Perec, von deren Büchern bis heute wichtige Schreibimpulse für mich ausgehen, waren die genannten Autoren ausschließlich aus außerliterarischen, allgemein menschlichen Gründen für mich von Bedeutung.

Auffällt, daß in diesem Abriß eines Bildungsprozesses die deutschsprachige Literatur fehlt. Ich las auch deutschschreibende Autoren, genauso hungrig und gewissenhaft, schon allein wegen des Studiums. Aber sie gaben mir weder menschlich noch literarisch Nennenswertes. Was zu lesen ich stets vermieden habe, das waren die ‚Heiligen Kühe‘ der modernen Literatur, also Joyce, Proust, Musil bis zu Eco und Ransmayer, Autoren also, deren Bücher man gelesen haben muß... Heutzutage lese ich wenig, und wenn, dann selektiv, und zumeist nicht Zeitgenössisches. Nur wenn ich bezahlt werde, also für einen Aufsatz oder eine Rezension, zwingt mich, ein ganzes Buch der gegenwärtigen Literatur von vorn bis hinten zu lesen.

Als einer, für den das Schreiben direkt aus dem Lesen erwächst, brauche ich allerdings auch heute noch vor jedem Schreib-Gang ein paar Minuten gezielter Lektüre. Als ‚amuse-gueule‘ oder als ‚starter‘, jedenfalls, um Mut zu fassen, blättere ich zur Zeit gern z.B. in den Gedichten von John Ashbery oder überfliege ein Prosastück von Robert Walser oder Paul Nizon.

9

Mein erstes Buch wurde 1981 veröffentlicht, *Rituale*, Kurzprosa. Klaus Sandler, der Herausgeber der Zeitschrift *das pult*, stand hinter dieser Veröffentlichung. Seither sind in unregelmäßigen Abständen noch sechs Bücher erschienen. Dazu kommen in den letzten Jahren fünf Bücher in anderen Sprachen.

Die Einkünfte aus den Veröffentlichungen in österreichischen Kleinverlagen waren von Anfang an gering bis inexistent. Fast alle Bücher wurden in Zeitungen und Zeitschriften rezensiert. Gelesen wurden sie kaum gekauft noch weniger, wie aus den sporadisch mich erreichenden Abrechnungen der Verlage hervorgeht. Für die Germanistik, eine der tragenden Luft-Säulen der österreichischen Gegenwartsliteratur, existiere ich als Autor nicht.

Ich kann mir den aberwitzigen Luxus einer Autorenexistenz in Österreich nur leisten, weil meine Frau für meinen Lebensunterhalt aufkommt. Gelegentliche Einkünfte aus den zumeist von mir selbst organisierten Lesungen, aus Übersetzungsaufträgen, Aufsätzen und Rezensionen für Zeitungen und Zeitschriften sind finanziell ‚quantité négligeable‘. Auch die gelegentlichen Zuwendungen durch das zuständige Ministerium, die Stipendien und die Preise, tragen, als Almosen, eher zur Rettung meiner Ehre als Autor bei als zu einer akzeptablen Existenzgrundlage.

Ich klage nicht: niemand hat mich gezwungen, mein Leben als ‚Freischaffender‘ zu fristen; niemand zwingt mich, das zu schreiben, was ich schreibe: Lyrik vor allem, Kurzprosa, also literarische Gattungen, die heute ‚nicht gehen‘, die unverkäuflich sind.

Warum greife ich nicht eines der gängigen, so eminent österreichischen Themen auf – Faschismus, Rechtsradikalismus, Rassismus, sexuelle Perversion etc. – und schreibe einen Roman (ein Roman muß es sein!), am besten gleich mehrere dieser Themen darin verkochend und mit Prisen einer trivialen Kriminal- oder Horrorstory würzend? Warum mache ich mich nicht wenigstens, vom Ministerium subventioniert, nach Thai-, Feuer- oder Island auf und bringe als exotische Frucht meiner touristischen Erfahrungen ein

postmodern durchgestyltes Bändchen mit topografischen Reisetexten mit, so à la „D'un hôtel à l'autre“? Warum schreibe ich noch immer Gedichte, noch dazu mit dem altväterischen Titel „Strophen einer Ehe“, deren subtile Verquickung von Rosenkreuzerei, Musik, Ironie, Sprachspiel usw. ohnehin kein Leser mehr goutiert, von den halbgebildeten, germanistisch geschwätzigen Rezensenten gar nicht zu reden, die sich damit begnügen, den Klappentext des Buchs zu paraphrasieren und meinen derzeitigen Aufenthaltsort Duino und die Titel meiner früheren Bücher auszuschlachten?

10

Für einen Autor wie mich ist der allmähliche Niedergang und absehbare Untergang der österreichischen Kleinverlage eine Katastrophe. Als Ort der Veröffentlichung von Texten, die im allgemeinen als ‚unbrauchbar‘ gelten, haben diese Verlage lange Zeit die lebendige Pluralität der österreichischen Literaturszene garantiert.

Das Kriterium der Verkäuflichkeit, das für die großen Verlage verbindlich ist, wird die Autoren dazu zwingen, entweder ‚für die Lade‘ zu schreiben oder standardisierte, der Marktsituation entgegenkommende Produkte herzustellen: also Romane, die, auf dem erzähltechnischen Niveau des 19. Jahrhunderts, in einer durch Computerprogramme reduzierten Sprache und mit einer möglichst aktuellen, alle bewegenden Thematik, die literarischen Basisbedürfnisse eines durch Derrick, Spielberg und ZIB 2 geprägten Publikums befriedigen, also eine schon im Hinblick auf die Fernsehverfilmung geschriebene Prosa, die in nicht zu lange, die Konzentration der Leser nicht überbeanspruchende Abschnitte gegliedert ist, sodaß man sie, häppchenweise, am Strand oder vor dem Einschlafen konsumieren kann: ‚literature light‘. Hut ab, vor denen, die, sich selber, ihren politischen und literarischen Überzeugungen treu zu bleiben versuchend, derartiges schreiben können und wollen.

11

Keine Einblicke in die literarische Werkstatt.

Keine Hinweise auf das Geheimnis der Entstehung eines Texts.

Keine Analyse eines Texts, weder poststrukturalistisch noch sonst wie.

Sachliche Anmerkungen zu den Realitäten eines Daseins als Schriftsteller: zum Unbehagen an der Situation eines Schriftstellers in Österreich heute.

12

Eines meiner Probleme als Autor ist es, daß meine Prosa zu lyrisch, meine Lyrik zu prosaisch ist. Das kommt daher, daß mein Schreiben von einem Impuls beherrscht wird: dem musikalischen. So wie die Musik ein Spiel mit Tönen ist, das nichts darstellen will und nichts darstellt, so sind die Texte, die ich schreibe, ein Spiel mit Wörtern, das nichts darstellen will, das es aber in sich hat, im Kopf des jeweiligen Lesers etwas darstellen zu können.

Mein künstlerisches Interesse gilt nicht den Themen, den Inhalten, sondern der Sprache, der Form. Noch heute, dreißig Jahre nach dem Aufgeben einer Karriere als Musiker und nach fünfzehn Jahren Schriftstellerei, ist es nicht die Literatur, sondern die Musik, die die meinem Wesen gemäßigere künstlerische Ausdrucksform ist.

Der Musiker als Literat also... Das solcherart Hybride meiner Texte hat für mich jedenfalls seinen Reiz.

13

Im Grunde genommen ist mir die Literatur zuwider. Vor allem vor der im Wort erstarrten Primärerfahrung anderer die im Konsum des Lesens zur schalen Sekundärerfahrung wird, ekelt mich. Es ekelt mich vor dem Wiederkäuen dessen, was ein anderer gefressen und dann schreibend hochgewürgt hat. Das Nach-Sehen dessen, was ein anderer gesehen hat, das Nach-Denken dessen, was ein anderer gedacht hat, das Nach-Leben dessen, was ein anderer gelebt hat etc., all das erfüllt mich, je älter ich werde, mit einem fast unüberwindlichen Unbehagen. Ich habe immer mehr das Gefühl, dadurch mein Sehen, mein Denken und mein Leben zu versäumen, mir dadurch die produktiven Öffnungen meiner geistigen Sinnesorgane zu verkleben, zu verstopfen.

Manchmal gelingt es mir, mich mit einer Füllfeder und einem Notizbuch ins Bett zu legen und, statt des zwangshaften Lesens vor dem Einschlafen, zu schreiben. Denn das Schreiben gefällt mir noch immer. Das gewöhnen mir weder die Lektoren der Verlage ab, noch die Rezensenten und schon gar nicht die Germanisten. Das Spielen mit den Wörtern macht mir Spaß: das langsame Aufbauen einer Welt aus Sprache, die schön anzuschauen, schön anzuhören ist – mehr nicht –, wenn man weiß wie.

14

Wohlmeinende Freunde fühlen sich manchmal bemüßigt, mir zu versichern, daß es eine kleine, aber getreue Leserschaft gebe, die meine Bücher lese. Kann sein. Mit fünf Gedichtbänden gelte ich für diese fiktiven Leser wahrscheinlich als Lyriker. Dabei möchte ich so gern erzählen. Von Beginn an hat es in meinen Gedichten immer wieder epische Elemente gegeben, irritierend oft für literarisch Kompetente. Ich bewundere Menschen, die erzählen können. Meine Schwierigkeit mit dem Erzählen hat ihre Ursache wahrscheinlich in einer Verkrampfung, die ihrerseits wieder durch einen sozialen Minderwertigkeitskomplex verursacht wird: ich bin nicht imstande, meine Geschichte oder die Geschichte, die ich erzählen will, so wichtig zu nehmen, daß sie mir als mitteilenswert erscheint. Ich fürchte stets den andern mit mir und meiner Geschichte auf die Nerven zu fallen.

Ich erinnere mich voll Bewunderung an die Erzählkunst des Wiener Literaten Hermann Hakel, der stundenlang von seinem Leben, von seiner Lektüre, von seinen Träumen erzählen konnte, anschaulich, nie langweilig. Ich erinnere mich voll Befremden an Abende in den Häusern ‚feiner Leute‘, an denen vom Vater über die Mutter bis zu den Kindern alle unermüdlich, wie um die Wette, pointenlose Geschichten, die sie schon hundertmal erzählt hatten, selbstsicher zum Besten gaben, ohne Bedenken, damit die andern zu langweilen.

Zu der Überzeugung, daß das, was ich als Mensch und als Autor zu sagen habe oder hätte, von Bedeutung für andere Menschen ist, sein könnte, dazu mangelt es mir allzu spürbar an menschlichem wie literarischem Selbstbewußtsein.

15

Che fece... il gran rifiuto – ein Zitat aus Dantes *Die Göttliche Komödie*. Kavafis verwendet es als Titel eines Gedichts, das mit den Zeilen endet:

Den Verweigerer reut nichts. Fragte man ihn nochmals,

*sagte er von neuem: Nein. Doch drückt ihn jenes Nein
– das richtige – sein ganzes Leben nieder...*

Schon seit einiger Zeit fühle ich mich zu den großen Verweigerergestalten – den ‚Gescheiterten‘ – hingezogen, z.B. zu Melville und seiner Figur Bartleby, zu Robert Walser, Léautaud, Pessoa, Kavafis, auch zu Thomas Bernhard (nicht der Autor, sondern der Mensch). Ich habe den fatalen Hang, das, was ich eine Zeitlang manisch, mit allen meinen Kräften, angestrebt, vielleicht sogar erreicht habe, von einem Augenblick zum andern aufzugeben, hinzuschmeißen... Und abzuhaufen, auszureißen... Das zu lang Gewohnte, zu gut Gekannte hinter mir zu lassen. Zu verschwinden, unterzutauchen, um eine Zeitlang noch woanders aufzutauchen, schließlich nicht mehr aufzutauchen.

Nur die Gewißheit dieser Möglichkeit gibt mir die Kraft, die Spiele des Lebens, eine Zeitlang auch das Literaturspiel, weiterzuspielen.

Hans Raimund, aus *Literatur und Kritik*, Heft 297, September 1995